

**Daniela Danz**, freie Autorin und Schriftstellerin

Kanzelrede an Christi Himmelfahrt, Donnerstag, 13. Mai 2021, 10 Uhr

„Die Zeit zwischen Ostern und Himmelfahrt habe ich seit langem besonders geliebt. Auch hier geht es ja um eine große Spannung. Wie sollen Menschen wohl irdische Spannungen aushalten, wenn sie von der Spannung zwischen Himmel und Erde nichts wissen.“ So schreibt Dietrich Bonhoeffer in einem Brief aus dem Tegeler Gefängnis am 11. April 1944.

In Spannung leben, die Pause aushalten. Zyklisch wiederkehrend ist diese Pause im Kirchenjahr verankert und wer in diesen wachsenden Ringen eines Kirchenjahrs sein Leben lebt, versteht vielleicht besser, sie auszuhalten, die Spannung, die Pause, in der wir leben. „Alles ist einüben“, sagt Bonhoeffer an anderer Stelle, und dem einen glückt es, die Krise zu einer produktiven zu machen, dem anderen geht die Puste aus. Woher die Kraft nehmen, woher den Glauben nehmen? „Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Male der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht“, sagt der Jünger Thomas, weil er etwas Greifbares braucht, um zu glauben, um also Sicherheit zu haben und die Kraft zu erlangen, die es ihm ermöglichte, später andere von seinem Glauben zu überzeugen. Thomas kann nicht glauben oder er will nicht glauben, denn er war nicht dabei an jenem Abend nach Ostern als die Jünger versammelt waren und die Wirklichkeit von Jesu Auferstehung so greifbar, so deutlich war, dass alle, die dabei waren, keinen Zweifel mehr haben konnten. Thomas war an jenem Abend nicht dabei gewesen und die Gründlichkeit seines Glaubens scheint es zu sein, die ihm den Zweifel gebietet. Vor allem aber ist er die Figur einer Geschichte, die für all jene erzählt wird, die nicht dabei waren im Moment als alle sich einig waren, dass kein Zweifel mehr besteht. Vielleicht war es auch einfach nur Trotz oder Bequemlichkeit. Jesus jedenfalls kommt es auf den einen an, der nicht glaubt, auch wenn er ihn an die Meinung der Mehrheit verweisen könnte. Aber das ist schließlich nie seine Sache, es geht immer um den einen und dieser eine braucht eine physische Überzeugung. Erst als er seinen Finger in Jesu Seitenwunde legt, glaubt er. „Streck deinen Finger aus – hier sind meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite“, fordert Jesus ihn auf, damit alle, die zweifeln, wissen, dass einer, der nicht von selbst glauben konnte, doch zum Glauben gebracht wurde durch etwas Greifbares. Damit jenen, die nach Jesu Himmelfahrt keinen Finger mehr in seine Wunde legen können, weil er danach nicht mehr greifbar ist, doch gesagt bleibt, dass man glauben kann auch ohne physische Evidenz. Den wenn Jesus sich auch Thomas` Wunsch nach einer physischen Überzeugung annimmt, so doch nur, um ihm auf den Weg zu geben: „Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“.

Ich fand es immer ganz unglaublich, dass Thomas geglaubt hat, weil er gesehen und gefühlt hat. Das Greifbare ist ja nicht selten unwirklicher als das Ungreifbare. Zu begreifen, dass ein Mensch, der einem wichtig war, gestorben ist, wird nicht einfacher dadurch, dass man seinen toten Körper sieht oder berührt. Wie ein Phantomschmerz ist er in allen Lebensvollzügen noch sehr lange da – und in der Frage, warum man selbst lebt und der andere nicht mehr, vielleicht für immer. Warum nun hat Thomas mit einem Mal glauben können, kaum, dass er gesehen und gefühlt hat? Mir wäre eigentlich ein Thomas lieber gewesen, der nicht durch diesen Beweis, sondern erst, wenn es keinen so trügerisch offensichtlichen Grund gibt, zu glauben beginnt. An Himmelfahrt zum Beispiel, als endgültig keine Möglichkeit mehr besteht, Jesus körperlich nah zu sein. Aber um genau diesen Thomas, den ich mir wünsche, geht es der Geschichte ja eigentlich. Um dessen Unglauben zu begegnen, sorgt Jesus vor, bevor er zum Himmel auffährt. Um diesen Thomas, der, wie Bonhoeffer in dem eingangs genannten Zitat sagt, in der Spannung lebt. In einer Spannung nämlich, die kein einfacher Moment auflösen und hinwegfegen kann, ein für alle Mal. Es ist auf Dauer wohl leichter in einer äußeren Spannung zu leben, weil sie einen wachhält für die Spannung, die zwischen Leben und Tod liegt und einen wappnet für die mit ihr verbundenen Anfechtungen. Und so ist wiederum Thomas vielleicht einer, der wegen seines Zweifels eine leichte

Lösung angeboten bekommt, die sich als der auf lange Sicht schwierigere Weg herausstellt: Die transzendente Spannung trotz der gewährten Entspannung zu ertragen. Thomas wird also viel zugetraut und als Apostel leistet er viel, wobei er, der Legende nach, ein Zweifler bleibt, nämlich als er auch an Mariae Himmelfahrt erst glauben mag, als sie ihm ihren Gürtel reicht. So wichtig der Unglaube des Thomas ist, so verwunderlich bleibt aber, wie leicht sein Zweifel verfliegt. Und durch welche schlichten Gesten und Gegenstände. Aber klammern wir uns nicht auch immer an diese kleinen Momente, wenn wir den Zweifel abschütteln wollen? Im Grunde sammeln auch wir Berührungen und Gürtel in das Schatzkästchen unseres Glaubens, das wir hervorholen, wenn die Ungewissheit, die Offenheit, die Spannung, in der wir uns befinden, zu groß wird.

Glauben ist nicht einfacher geworden im letzten Jahr. Hier in diesem schönen und gewaltigen Dom sollten heute an Himmelfahrt mehr Leute sitzen als da jetzt sitzen können. Glauben ist in eine noch größere Spannung gestellt, seit die Gemeinde sich nicht wie früher in ihrer Kirche versammeln kann. Und das gilt auch für andere Religionen und es gilt darüber hinaus für alle Gemeinschaften, in die wir eingebunden waren: Gemeinschaften, Kollegien, Vereine, Familien und Freundeskreise. Die gesellschaftliche Bindung, die diese Räume, Orte und Gemeinschaften erzeugt haben, fehlt. Der Mensch ist nun mal ein Körperwesen und es ist eine soziologische Tatsache, dass gefühlte Nähe auch durch gelebte Nähe entsteht. Dass wir uns denjenigen, mit denen wir oft und eng umgehen, vertrauen und uns ihnen verbunden fühlen. Nicht, weil sie besser sind als andere, sondern vor allem, weil sie uns näher sind als andere.

Nun fehlt uns der äußere Anhalt, die Nähe, das Eingebundensein. Die Außenhaut unseres Glaubens fehlt uns, der Raum der Kirche, der Gemeinde, des gemeinsamen Gebets und Rituals, uns fehlen die gemeinsamen Räume überhaupt, die unserer Gemeinschaft ein Gerüst geben. Dem nicht Greifbaren eine greifbare Gestalt schaffen. Wir müssen nun schon seit einer langen Zeit, oder zumindest erscheint sie uns lang, fast ausschließlich aus der Festheit unseres Glaubens und unserer Dafürhaltungen leben. Wir sind auf unsere kleine Innenwelt verwiesen, in der wir die lange Reihe des Gewesenen und des Künftigen, in die wir uns einreihen, leicht vergessen können. Die Alterität, die Andersartigkeit der Räume und der mit ihnen verbundenen menschlichen Beziehung fehlt uns, auch in weltlichen Bezügen, aber eben auch in geistlichen. Das Arkanum, jenes Geheimnis, das zugleich offen zutage tritt und doch geschützt und verborgen ist in jenem Raum, in dem Menschen in religiösen Zusammenhängen, im Gebet sich vereinen, jenes Geheimnis, in dem Menschen miteinander fremd sind und doch geeint, es fehlt. An die Stelle des Geheimnisses, dessen Teil wir waren, und das uns in seiner ganzen Geräumigkeit in sich ebenso aufgenommen hat, wie es andere darin aufgenommen und uns anheimgegeben und anvertraut hat, ist das Rätsel getreten, vor dem wir stehen. Ratlos stehen wir vor dem Palaver der Vielzahl der Ansichten und Meinungen, der wissenschaftlichen, der politischen, der partikularen Interessenvertreter und jedes einzelnen Mitmenschen. Was eint uns jetzt, wenn wir in unseren alltäglichen Räumen, in der Geheimnislosigkeit unserer Gemeinschaften nicht auf die Erinnerung verwiesen werden, dass wir gemeinsam, wie unterschiedlich wir auch seien, uns einreihen in die Toten vor uns und die Ungeborenen nach uns, die alle auf dieser Erde für eine spannungsvolle Zeit verweilen. Das wiederum gerät leicht aus dem Blick in der Dringlichkeit der Gegenwart, die zugleich mit kaum zu bewältigender Nachrichtenfülle aufwartet, die aber dennoch nicht die erhofften Neuigkeiten und Antworten, Sicherheiten für unsere Verunsicherung liefert.

Wir haben das Gefühl, nicht mehr zu leben, sondern nur noch auf das Leben zu warten, während die Zeit vergeht und schon ein Jahr vergangen ist. Und dieses Warten ist eines, das es in sich hat, denn es ist ein anderes Warten als das auf ein Prüfungsergebnis oder auf eine Diagnose. Es ist ein Warten, von dem sich nicht absehen lässt, wann es zu Ende sein wird. Wir haben viel gehofft im vergangenen Jahr und eine um die andere Frist unserer Hoffnung verstrich. Eigentlich lässt sich auch gar nicht auf ein Ende hoffen, von einem „Ende der Pandemie“ reden. Welches Ende? Das Ende steigender Inzidenzzahlen? Das Ende des Lockdowns? Das Ende des hohen Risikos zu erkranken? Das Ende dieses Risikos in Deutschland, in Europa,

in, sagen wir, Armenien, Indien, Kolumbien? Und Ende für wen? Für die, die einen nahen Menschen verloren haben? Für die, die mit den Langzeitfolgen der Erkrankung kämpfen? Für die, die der Lockdown seelisch krankgemacht hat? Für die, die ihre Existenzgrundlage verloren haben? Die, die den Glauben verloren haben, die verbittert sind oder wütend. Es wird kein triumphales Ende geben, keinen Tag X, auf den man hoffen kann, weil dann das Warten beendet ist und endlich diese Ungewissheit vorbei ist. Denn abgesehen von dem Restrisiko, an Covid 19 zu erkranken, mit dem eine Gesellschaft schon leben kann, bleibt die Ungewissheit, was die Pandemie außer den täglich gemeldeten Zahlen angerichtet hat, welche Auswirkungen wir noch nicht beachtet haben, wie sich eine Gesellschaft, wie sich die Volkswirtschaften davon erholen. Und das nicht nur hier im reichen Europa, sondern weltweit. Dieses Jahr und das, was noch kommt, werden Spuren hinterlassen. Und wir werden mit ihnen zu tun haben, bei der nächsten Wahl, bei allem, was Deutschland erwartet, Europa und die Welt. Wir werden damit zu tun haben, dass Menschen sich das Leben, das sie vor der Pandemie führten, zurückwünschen, dass sie dafür schnelle und einfache Lösungen wollen, dass sie keinen steinigen Weg mehr gehen wollen, weil ihre Kräfte aufgebraucht sind oder weil sie glauben, dass ihre Kräfte aufgebraucht sind. Wer Kraft hat oder sie irgendwie aufbringen kann, muss also die anderen mittragen, die keine mehr haben – der- oder diejenige muss das allein deshalb, weil er oder sie es kann. Thomas, der aus Kraft oder Kraftlosigkeit zweifelte, hat jedenfalls die Kraft besessen, auf seinem Unglauben zu beharren, obwohl die anderen Jünger so fest in ihrem Glauben waren. Auch das ist schon viel und wichtig: Nicht zu resignieren, sondern weiter darum zu ringen, dass man dabeibleiben will, dass man Hilfe einfordert, um Glauben zu können und die Kraft dafür zu bekommen. Und Kraft werden wir brauchen, denn die Zeit „nach der Pandemie“, auf die wir hoffen, wird nicht einfacher werden und außer der Kraft, die wir für die aufbringen möchten, die selbst gerade keine mehr aufbringen können, brauchen wir auch noch Kraft für die, die keine Kraft mehr aufbringen wollen, die vom Glauben abgefallen sind und nicht mehr davon überzeugt werden wollen, dass es einen Grund gibt, dabeizubleiben. „Alles ist einüben“, auch nach der Pandemie wird man weiter üben müssen, die Spannung zu halten, wenn alles entspannt zu sein scheint und den Glauben zu halten, womit ich nicht nur den religiösen Glauben meine. Sich in der Gegenwart halten, wird man weiter üben müssen. Das Ungreifbare für greifbar halten. Einander halten. Nicht abfallen vom Glauben an die Kraft des Miteinanders, an die Großherzigkeit, die Güte, die Freude, die Liebe – die Demokratie. Denn es ist trotz der Spannung, in die wir gestellt sind, ja alles da, wir müssen nicht warten, wir können auch jetzt leben. Es braucht allerdings Disziplin, denn wie Bonhoeffer, den ich noch einmal zitieren will, sagt: „Unordnung zerbricht den Glauben“. Disziplin, Ordnung, das klingt vielleicht nicht nach Trost und Erbauung. Aber das ist es schon, denn gemeint ist die Disziplin, die Spannung auszuhalten, gemeint ist die Ordnung, allem eine Zeit und einen Raum zu geben. Es ist die Disziplin gemeint, froh zu sein, über das, was ist. Und die Ordnung, mit der auch in Ausnahmesituationen Wichtiges wichtig bleibt. Gemeint ist die Disziplin, in der Gegenwart zu sein. Die Ordnung, nicht einen Augenblick gegenüber einem anderen geringzuschätzen, denn er ist das Ergebnis der vorherigen und die Ursache der folgenden und in ihm lässt sich die Vergangenheit verändern und die Zukunft gestalten. Die Disziplin, etwas fruchtbar zu machen, meine ich und etwas zu lernen, etwas verändern zu wollen in den kleinsten Schritten. Und denen, die den Zusammenhang zwischen der kleinen momentanen Spannung mit der größeren Spannung einleuchtet, wird es leicht sein, zu merken, dass Veränderung Chancen birgt. Und die Ordnung wird ihnen notwendig erscheinen, es auch damit nicht zu übertreiben. Dass es einem Menschen einleuchtet, dass Veränderungen Chancen sind, ist ein Geschenk, das verpflichtet gegenüber denen, denen die Erfahrung gelehrt hat, dass Veränderung Verlust bedeutet und für die die Spannung, die kleine wie die große, nur eine riesige Last ist. Denn die Spannung, die im letzten Jahr durch die Pandemie entstanden ist und noch entsteht, zwischen denen, die Chancen gewonnen haben und denen, die Zeit verloren haben, hat sich vergrößert und auch diese Spannung muss eine Gesellschaft mittragen, ohne auseinanderzubrechen. Mir ist ein Nachmittag in eindrucklicher Erinnerung, als meine älteste Tochter nachhause kam von einem Praktikum, dass sie gerade bei einer der Tafeln machte und erschüttert darüber war, so viele Menschen

getroffen zu haben, die das Gefühl hatten, dass alles, was sie an Neuigkeiten hörten, nichts sei, was sie noch anginge, zumindest nicht so, dass es ihre schwierige Lage verbessern könnte, wohingegen meine Tochter sonst von jungen Menschen umgeben war, die ihre Ohren aufsperrten, um zu erfahren, was es Neues gab, in der Hoffnung, dass sich daraus etwas machen ließe. Und tatsächlich haben beide Haltungen ja Folgen: Die die Chancen sehen, werden welche bekommen und sie nutzen können und die die keine Chancen sehen, werden sie selbst dann nicht nutzen, wenn es sie gibt. Die Pandemie scheint die Strömung zwischen diesen beiden auseinandertreibenden Lebenseinstellungen noch verstärkt zu haben. Das macht mir Sorgen, denn ich möchte nicht in einer auseinandersortierten Gesellschaft leben.

Aber mit Sorgen will ich meine Rede doch auch nicht schließen. Denn schließlich ist die Sorge ein Geschwister der Disziplin, sich nicht zu sorgen und die Ordnung verhilft beiden, den ihnen gebührenden Platz einzunehmen. Die Zwischenzeit, in der wir durch die Pandemie leben, die Zwischenzeit, in der wir zwischen Ostern und Himmelfahrt leben, die Zwischenzeit, in der wir zwischen Geburt und Tod sind, ist ja nicht leer, sondern voller einzelner Momente, die zusammen eine ganze greifbare Gegenwart ausmachen. So vieles ist darin möglich, in diesen Verästelungen der Gegenwart, die, so klein sie sein mögen, doch immer den Samen des Großen in sich tragen. „Wie sollen Menschen irdische Spannungen aushalten, wenn sie von der Spannung zwischen Himmel und Erde nichts wissen?“ Diesen Gedanken ins Weltliche gekehrt muss man sagen: Wir können froh sein, in einer Zeit zu leben, die uns nicht gleichgültig sein lässt, die uns keinen leichten Glauben schenkt, die durch den Zweifel auch die Notwendigkeit wachsen lässt, dem Zweifel auf den Grund zu gehen und um Hilfe zu bitten, damit man wieder zum Glauben, oder weiter gefasst, zur Gemeinschaft zurückfindet. Hätte keiner gezweifelt wie Thomas, wären wir ratlos vor diesem perfekten Glauben der Jünger gestanden und hätten daran emporgeschaut wie an einer unerklimmbaren Mauer. Thomas hat die Wand eingerissen und eine neue errichtet, die die Spannungen in sich, die nun einmal verschiedene Baustoffe verbindet. Es ist eine spannende Zeit, in der wir leben.